

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Beiblatt zur Saale-Zeitung.

No. 23.

Halle a. d. S., Sonntag 14. Juni.

1885.

Inhalt: Der deutsch-afrikanische Kolonialkrieg. — Aus dem Waldleben. Weitere Reiseerlebnisse des Fräulein Anstorf. — Land- und Gaudwirtschaft: Die Viehzucht im Königreich Belgien. IV. — Weinbau. Zur Bekämpfung des Heu- oder Sauerwermes. — Schlußergebnisse der Dresdener Ausstellung für Landwirthschaft 1884. — Zeitschriften: Mannichfaltiges. — Literatur und Kunst. — Schach. — Räthsel. Der Raucher aller Original-Artikel ist unterlagt.

Der deutsch-afrikanische Kolonialkrieg.

I.

Jeber, der mit einiger Aufmerksamkeit die Entwicklung der deutschen Kolonialpolitik verfolgt hat, wird die Beobachtung gemacht haben, daß das Interesse für dieselbe im Volke ganz beträchtlich an Boden gewonnen hat, und daß selbst unwirrlische Gegner derselben gewonnen haben, ihr ein freundlicheres Gesicht zu zeigen als früher; ist es doch allen Zeitungslesern noch frisch im Gedächtniß, daß die Summen, welche die Reichsregierung für die Anstellung von Kolonialbeamten forderte, vom Reichstage mit geradezu imponirender Mehrheit bewilligt worden sind. Allen, wenn man die Verhältnisse näher in das Auge faßt, so bemerkt man bald, daß nicht allen kolonialistischen Projekten eine gleiche Sympathie entgegengebracht wird, eine Erscheinung, die freilich nicht für wunderbar gehalten werden darf, wenn man bedenkt, daß die Gerechtigkeit zur Kolonisation sich naturgemäß stets nach den Aussichten richtet, von deren Erfüllung man noch den ins Auge gefaßten Vordern glaubt erwarten zu dürfen. Da ist es nun eine höchst auffallende Erscheinung, daß die westafrikanischen Vorkämpfer, welche in deutschen Weisungen übergegangen sind, besonders aber das Kamerungebiet, fast allgemein eine günstige Beurtheilung erfahren, obgleich doch jedem nur einigermaßen Unterrichteten wohlbekannt ist, daß ihre klimatische Verhältnisse für europäische Kolonisten die schwersten Gefahren in sich schließt und daß ihre Bevölkerung zu Unutzen geneigt ist, die von der deutsch-afrikanischen Kolonisation durch den Gewalt haben unterdrückt werden können; daß aber im Gegensatz dazu die von der deutsch-afrikanischen Kolonisation gemachten Erwerbungen noch immer mit einem starken Mißtrauen zu kämpfen haben.

Man will die Gründe für dieses Mißtrauen, soweit man dieselben vermuthungsweise aufstellen kann, an dieser Stelle noch nicht erörtern; zunächst liegt uns vielmehr daran, nach Möglichkeiten vorhanbener Berichte ein möglichst treues und vollständiges Bild von Land und Leuten im deutschen Westafrika zu geben und auf Grund desselben zu untersuchen, ob die afrikanischen Kolonisationsgebiete in der That das Mißtrauen verdienen, welches man ihnen noch immer entgegenbringt.

Anfang März d. J. übernahm uns die Nachricht, daß im November und Dezember des vergangenen die Haupttruppen der deutsch-afrikanischen Gesellschaft unter Führung des Herrn Karl Peters durch Verträge mit zehn unabhängigen Häuptlingen in Ukegbo, Umani, Aguru und Ulagara das Gebiet derselben, etwa 2500 Quadratmeilen betragend, mit allen Privatrechten und Hoheitsrechten auf einige Jahre erworben und diese Erwerbung durch einen kaiserlichen Schlußbrief bestätigt erhalten hätten. Es fragte sich nun zunächst, ob es sich bei der Messung des Landes um englische oder deutsche Quadratmeilen handelte, eine Frage, die für den Werth der neuen Kolonie zwar nicht die wichtigste, aber doch eine höchst bedeutende ist. Denn im letzteren Falle, also bei deutscher Messung, würden die erworbenen Gebiete etwa den preussischen Provinzen Pommern, Brandenburg, Schlesien und Sachsen an Ausdehnung gleichkommen, während sie im andern dem dritten Theile unserer Provinz wenig an Größe nachgeben würden, ein Unterschied, der für das Maß der eventuellen Einwanderung offenbar ganz außerordentlich in das Gewicht fällt. Die Frage läßt sich nun ohne große Schwierigkeiten lösen, wenn man mit einer Spezialkarte der afrikanischen Küstenlandchaften in der Hand der Reiferen des Herrn Peters und seiner Begleiter folgt und dann auf dieser Grundlage eine Arealberechnung des erworbenen Gebietes vornimmt. Dabei stellt sich heraus, daß die äußersten Punkte desselben im Norden und Süden auf dem fünften, bezw. achten Kreise südlicher Breite, die im Westen und Osten hingegen auf dem 26. und 39. Meridian östlich von Greenwich liegen, jedoch sich also das Land über drei Breiten- und ebenso über drei Längengrade erstreckt. Ein solcher Raum aber beträgt in jenen Gegebenen rund 1900 deutsche Quadratmeilen, und diese Ausdehnung dürfte man auf der Kolonie höchstens geben. Da nun aber auf dem angegebenen Raume noch eine

Partie Nr. 85.
Unregelmäßige Erfindung.
Kamerpartie, gespielt zu Nürnberg am 25. Juli 1883.
(Nach Schallopp's Kontrahenten.)
E. Schallopp. A. Wanklen.

1. e2-d4
2. d7-d6
3. Sh1-g3
4. Sg1-f3
5. h2-h3
6. h3-h4
7. Lf1-f4
8. Lf4-e6
9. Lf4-g5
10. d4-d5
11. Dd1-d2
12. g0-g0
13. Td1-e1
14. Sg2-g5
15. Lf4-g5

Stadt dessen müde Schwarz nachher, um den König'springer event. nach es zurückziehen zu können. Das schwarze Spiel bleibt jetzt eingekerkert.
Weiß verliert kein Tempo. Nach Lf4-g5 wäre übrigens ein guter Zug.
16. Th1-g1
17. g2-g4
18. h3-g4
19. Dd2-f4
20. Th1-h1
21. Td1-h1
22. Lg1-h3
23. Sg3-g5
24. Th1-h6
25. Th6-g5
26. Sg5-g7
27. Df4-f7
28. Sg4-g5
29. Sg4-g5
30. Sg4-g5
31. Sg4-g5
32. Sg4-g5
33. Sg4-g5
34. Sg4-g5
35. Sg4-g5

Gegen die Rochade würde Weiß mit 19. g2-g4 einen starken Angriff einleiten.
Weißes freilich auch jetzt sehr kräftig wirkt.
Schwarz scheint zu eilig im Abzuziehen zu sein. Er überläßt dadurch dem Gegner die Herrschaft über die offene Linie.
Auf Dd6-b6 würde recht gut 25. Th6-g5 folgen. Auf Dd6-d5 stellen wir 25. Sg5-g7 Kf7-g7 26. Sg6-g7 27. Df4-f7 Kf7-g7 28. Sg4-g5 (nicht 28. Th1-h8+ Sg7-g8 Sg4-g5 wegen Dd6-h1+) für die gemüthlichere Fortsetzung, werden jedoch in den "Königlichen Nachrichten" durch den Herr. Wanklen überaus aufmerksamer gemacht, daß auf 28. Sg4-g5 die Antwort Sg7-g8 folgen kann, welche dem Rückziehen nach 29. Th6-g5 wider den Zug Dd6-h1+ ermöglicht, und den Remisvorschlag vereitelt. Der Remisvorschlag besteht nämlich 27. Df4-f7 (g7) 28. Sg7-g8 Sg4-g5 29. Df4-g5 (h1+) und gewinnt den Springer. Dies ist richtig, aber bei der Gelegenheit erwidert mir noch ein anderer Syritium, den wir hier mit richtig stellen wollen. Wir stützen uns auf 28. Th6-h1, nach die Schachstellung empfehlend, für anzureichend wegen 27. Sg4-g5 Sg4-g5, überlassen jedoch den jetzt möglichen starken Angriff 27. Df4-f7. 28. Sg4-g5. 29. Sg4-g5. 30. Sg4-g5. 31. Sg4-g5. 32. Sg4-g5. 33. Sg4-g5. 34. Sg4-g5. 35. Sg4-g5.

26. Th6-h8 (Dd5-f1+ 27. Ke1-d2 Kf6-g7 28. Df4-h2) würde die Partie vielleicht noch schneller entscheiden.
27. Ke1-d2
28. Sg4-g5
29. Sg4-g5
30. Sg4-g5
31. Sg4-g5
32. Sg4-g5
33. Sg4-g5
34. Sg4-g5
35. Sg4-g5

Weiß stellt einen Zug zum Gewinn und unterläßt es daher, nach einem kürzeren zu jagen. Die "Chess Monthly" nachweislich, konnte Weiß ein Matt in spätestens 5 Zügen erlangen: 29. Df4-h5+ Kf6-e8 (als Sg5-h6 folgt das Matt schon im 4. Zuge: 30. Sg5-h6 Kf6-e8 31. Th7-g7+ Kf6-h5 32. Sg5-g6 oder 32. Kf6-e8 31. Th7-g7+ Kf6-h5 33. Th7-g7+ Kf6-h5 34. Dd6-g6+ und nun auf verschiedene Arten weiter.
30. Dd6-g6+
31. Sg5-g6
32. Sg5-g6
33. Sg5-g6
34. Sg5-g6
35. Sg5-g6

Briefkasten.
Aufstellungen zu richten an E. Schallopp, Steg 13 bei Reetlin.
Halle (S. 2). Wie wir uns auf Ihre Abzählung näher einlassen können, müssen wir Sie erst bitten, den Spieler der Anonymität uns gegenüber zu lifting. Schwächen Sie Ihren Namen vorwundernentlich nicht genannt, so werden wir dies selbstverständlich respektieren.
Zorga (S. 2). Daß Sie Nr. 107 nicht gelöst haben, mußte Ihnen doch klar werden, als Sie auf die folgenden Varianten liefen, die Sie selbst angeben. — Sie wünschen eine Schillerung der
Ergebnisse des Selbstmats.
Wir können diesem Wunsch gern nach, obwohl da nicht viel zu schildern ist. Schach soll eben wagen werden, den weichen König mattzusetzen; er kann sich hiergegen wehren mit allen Mitteln, die nach der Klugheit gehen, und ihm gehen sind. Er darf also den eigenen König nicht in Gefahr setzen, und

Sie die Station veranlassen: S. 2. Dr. A. Wanklen in Halle.
Aufstellungen folgen in nächster Nummer.
Aufstellungen der Räthsel in voriger Nummer:
Der Charade: Schmalzosen.
Der Homonymie: I. Eierte. — II. Schwindel.
Der Trennungsräthsel: Periwitz, Der Witz.
Der Silberräthsel: Reitel, Komodo, Euplo, Senf, Zeneriff, Sogel, Gummifium, Kimo, Dombas, Rechtigal. — Kap Palmas.
Der Diamanträthsel: K. Jun, Engel, Sperber, Ballmann, Xrimphator, Angra Requena, Kabaquirit, Schlammer, Steich, Kanal Gnu, a.
Der Räthsel (Puzzle) Homonymie:
Wir S nennt es Die eine Zahl,
Wir S ist es ein lebend Wesen,
Wir S heißt der taunehm,al,
Wir S nach Gaudium, Gaudium,
Wir S erwidert ein Jeder gern,
Wir S ist's süß und gekoch't,
Wir S ein Ort, die gar nicht fern,
Man sagt, sollen tam, Du löst's nicht!
(Hier, Adler, Bier, Bier, Vier, Vier.)

benimmt er ein Schach, so muß er hoffentlich respektieren, muß es also durch Aufzählen des Steines oder durch Zurückziehen oder durch Ziehen des Königs weiden; im übrigen sind ihm alle Züge erlaubt. Die Dame en prise zu heilen oder en prise setzen zu lassen, ist beim Selbstmatt eben wenig verboten wie in der praktischen Partie; wir bemerken dies, weil uns aus Ihren Mittheilungen hervorzugehen scheint, daß Sie die Dame für etwa gleich unerschützt halten wie den König.

Räthsel.

(Raucher verboten.)

Charade.
(Häufigste.)
Von A. W. in Jagen.
Ich habe einen guten Freund,
Der heiß auf's Spiel bei mir ergeht,
Er kommt in schönem Kleid;
Doch ist die Fremdschaft sonderbar,
Ich bin ein graulicher Barbar
Doch wird dem Fremde zu Liebe,
Erß wird er nämlich aufgeschrien,
Und dann verliert er, eh' er's denkt,
Ummächtig seine Sachen;
Dah' ich ihm alles dann gemahnt,
Und löst er da nun lang entsetzt,
Komm er in Offens Baden.

Homonym.
Von R. A. in Halle.
Erste Tutz und Zweite lang,
Dah' für viele guten Klang,
Denn es lehrer uns bezaunet,
Was hüßlich fleidam an den Erachten,
Nacht auch Vante, die von Holz
Sont wohl Verman, oftmals hoch.
Dies macht auch noch Wanger toll,
—
Über anders ist der Tod:
Wenn die Erste lang wird beunen,
Und die Zweite Tutz wird lönen,
Dann freit's uns das Leben ab,
Seine Verman ist das Grab;
Auch die Erste Lösung findet.
Was die zweite Stellung findet. —
Schmerzlich eine uns mit Wüten,
Weiß die andre dumpf in Wüten.

Arithmogryph.
Von stad. Eugen Sg.-I.
7
1 4 15
14 2 8 4 16
14 13 9 12 3 2 2
16 2 8 9 10 12 5 6 5
18 6 5 4 9 10 5 8 11 1 5
3 11 8 1 8 11 3 14 10 5 4 16
7 8 9 10 11 12 13 1 2 3 4 5 6
16 4 14 14 4 6 12 8 2 3 7 6 8 6
11 13 14 5 8 1 2 6 5 6 12
10 2 1 8 1 16 2 15 14
13 14 3 3 1 2 6
3 5 4 17 5
12 5 17
6

Die Diagonalen ergeben die Namen zwei berühmter halbscher Geographen.

Homogramme.

Von —f.—
a a o o o Fangerath, o o o o o Anberungsmittel,
o o o o o männl. Name, o o o o o ungerathener Kanen,
l k k l 1 Ehre, r r r r Ehre,
l a n n s Stellungsbild, s s t t t Belstörer,
s s a t t Verwandter. t t t t t Gewandtheit.

ganze Anzahl von Gebieten liegen, welche von der Gesellschaft nicht erworben sind, ja, da diese Länder sogar reichlich ein Drittel des ganzen Raumes ausmachen, so wird man annehmen dürfen, daß die Größe der Kolonie sich etwa auf 1250 deutsche Quadratmeilen, also auf die Hälfte der von den Erwerbern angegebenen Summe beläuft und somit etwa den Provinzen Pommern und Brandenburg an Ausdehnung gleichkommt. Wenn so auch die frühere Angabe auf einer bedeutenden Ueberschätzung beruht, welche ihren Grund vermuthlich in der Schnelligkeit hat, mit welcher die Vergrößerung des Gebietes bewerkstelligt werden mußte, so heißt das Land doch immer noch eine ganz respectable Größe und bietet, wenn sonst die Bedingungen günstig sind, Raum für eine Menge von Kolonisten.

Was nun die Natur des Landes anbetrifft, so ist uns dieselbe nicht nur aus dem vorläufigen Bericht, welchen die afrikanische Gesellschaft veröffentlicht hat, sondern auch aus Darstellungen mehrerer englischer und deutscher Reisender bekannt, welche ohne irgendwelche kolonialistische Nebenabsichten diese Gegenden durchzogen haben und daher gewiß als durchaus unparteiische Berichterstatter gelten können. Nur der Nordosten des eroberten Gebietes, welcher der Küste am nächsten liegt, ist flach; je mehr man aber in das Innere eindringt, desto bedeutender wird die Zunahme des Landes an Höhe, so daß der Haupttheil der ganzen Kolonie, die Landstrecke Usagara, ein einziges großes Hochland bildet, dessen Erhebung im allgemeinen 1000 m betragen mag, in einzelnen aufgesetzten Bergketten aber auch bis zu 2000 m und darüber steigt. Von diesen Gipfeln herab genießt man einen weiten Ausblick auf ein Land, dessen Höhen bis zur Kuppe reich bewaldet und dessen Hochebenen und Thäler theils mit prächtigen Wäldern, theils mit Kulturland bedeckt sind, das hier und da von partiarig eingestreuten Baumgruppen unterbrochen wird, in deren Schatten meistens die Dörfer liegen. Die Bewässerung des Landes ist eine außerordentlich reiche. Von den Bergen strömen eine Menge kristallklarer Bäche herab, deren Wasser meist sehr wohlriechend und erfrischend ist. Sie vereinigen sich fast sämmtlich zu einem bedeutenden Fluße, dem Wami oder Mufonbotwa, wie er in seinem Oberlaufe heißt, der im Südwesten des Landes entspringend in einer Länge von 50 bis 60 Meilen in nordöstlicher Richtung dem Indischen Ozean zufließt und der Insel Zanzibar gegenüber mündet. Er ist für leichte Dampfschiffe mit geringem Fehlgang bis in die Nähe seines Ursprungs fahrbar und der schnelle Lauf in die Weite bekanntlich selbener und darum doppelt hoch zu schätzbare Umstand — einen bequemen Weg bis in das Herz der Kolonie. Während so dieser Fluß mit Ausnahme seiner Mündung, welche im Besitz des Sultans von Zanzibar ist, ganz dem deutschen Gebiete angehört, verläuft ein anderer, noch bedeutenderer, der Nufidji, wenigstens die Südgrenze desselben und bildet auch hier eine Straße zum Meere.

Von nicht geringer Wichtigkeit für das neue deutsche Gebiet ist es, daß es durchschnitten wird von den großen Straßen, welche den Hauptstufen der afrikanischen Ostküste, Zanzibar, mit der Region der großen innerafrikanischen Seen verbinden.

Freilich darf man sich unter diesen Straßen keine Wege vorstellen, wie sie bei uns im Verkehr vermittelst, sondern sie sind meistens nur Fußsteige, deren Breite 1 m selten überschreitet, und die theils durch den dichten Urwald, theils durch grasbedeckte Ebenen endlos durch ganz Aequatorialafrika ziehen und fast von jeder Karawane, welche sie benützt, von neuem gebahnt werden müssen, weil sie sich bei der unüberwindlichen Leppigkeit des dortigen Pflanzenwuchses mit fast ungläublicher Schnelligkeit wieder mit Gestrüch und Rosen bedecken und dadurch unbedeutlich werden. Aber trotz dieser primitiven Eigenschaften der dortigen Straßen ist der Verkehr auf ihnen ein außerordentlich lebhafter, denn der Negor ist im allgemeinen sehr handelslustig, so daß sich der weite Weg ins Innere für die arabischen Kaufleute aus Zanzibar genügend lohnt. Da nun die meist großen Karawanen, welche diese Straßen ziehen, nicht im Stande sind, alle Lebensmittel, deren sie bedürfen, mitzuführen, so müssen sie dieselben von den Eingeborenen kaufen, die dadurch einen lebhaften Verkehr erzeugen, ganz abgesehen davon, daß der lebhafteste Verkehr das Reisen auch für Fremde in diesen Ländern so erleichtert hat, daß man das ganze Gebiet der Kolonie in seiner längsten Erstreckung von Ost nach West in 23 Tagen zu durchziehen vermag.

Nach dem vorher gezeigten vereinigen sich hinreichende Ausdehnung, landschaftliche Mannichfaltigkeit, gute Bewässerung und reicher Verkehr, um den Verth des neuerworbenen Landes im besten Lichte erscheinen zu lassen; wie aber steht es mit dem Klima und mit der Ertragsfähigkeit desselben? Was zunächst den ersten dieser Punkte betrifft, so hat erst vor kurzem ein Kenner des tropischen Afrikas rundweg die Möglichkeit geäußert, daß ein Europäer sähig sei, sich dort zu acclimatiren und als Landarbeiter vorwärts zu kommen. Allerdings hat es an Bestreitung dieser Ansicht von kompetenter Seite nicht gefehlt; aber der Tod Gustav Nadtschals ist uns allen noch so deutlich im Gedächtnis, als daß wir auf Grund der Thatfache, daß selbst ein Waiuu, der durchaus an afrikanisches Klima gewöhnt schien, dem perniziösen Fieber zum Opfer gefallen ist, nicht gegen die Tropengegend misstrauisch werden sollten. Allein auch hier muß man sich wie überall vor übereilten Verallgemeinerungen einziger Fälle hüten. Zunächst ist eine Thatfache, daß von der großen Anzahl europäischer Reisender, welche in die afrikanischen Aequatorialländer eingedrungen sind, bisher nur sehr wenige dem dortigen Klima ihren Besuchszielen mit dem Leben haben bezahlen müssen. Wir sind natürlich weit entfernt zu leugnen, daß auch in dem deutschen Kolonialgebiet das Klima für europäische Ansiedler eine bedeutende Gefahr in sich birgt. Niemand erkennen wir an, daß auch hier das Fieber herrscht und besonders während der heißen noch zu besprechenden Regenzeit ein nicht ungeschädlicher Feind ist, vor dem nur die größte Vorsicht schützen kann; aber wir wollen auch nicht unerwähnt lassen, daß die Reisenden oft ihren geradezu ungläublichen Anstrengungen, der völligen Aenderung ihrer Lebensweise und dem Verzicht auf jede Ruhe und Bequemlichkeit vielmehr das Entsetzen von Krankheiten zuzuschreiben haben als dem Klima, und

Brediger, dessen Predigtanmeldungen auch jetzt wieder zur Anregung und Erbauung gereichen, ein merkwürdiger Seeliger in seinen Predigtämtern (Alteisen, Halle, Leipzig), ein beliebter Volksschriftsteller mit warmem Herzen für des Volkes Bedürfnisse und sinniger Gehe der Verdrängung, vor allem ein edler, reiner Charakter. — so steht sein Bild vor unsern Augen, und daß die Herausgeber dieses Bild in seiner Ursprünglichkeit und Frische dargestellt und durch reiche Erinnerungen seines Lebens und zum Theil noch unbekannter Tugde vervollständigt haben, muß man ihnen dank wissen. Wir können auf einzelnes hier nicht eingehen, müssen es vielmehr den Lesern überlassen, das Buch selbst zur Hand zu nehmen; keiner wird es, auch wenn der frische Standpunkt Altheisens nicht derjenige ist, ohne Gewinn und Beirathung aus der Hand legen. Ein Uebersetzer ausländischer Gedichte, unter denen man manchem bekannter begegnet, sei als willkommene Zugabe noch besonders begrüßt; sie befeuchten den Einbruch von Altheisens edler, christlicher Persönlichkeit, welchen man durch das Lebensbild gewonnen hat.

Unter dem Gesamtstitel: „Klassische deutsche Dichtungen“ erscheinen bei Berthes in Gotha ausgedehnte Stücke neuerer klassischer Dichter mit Einleitung und Erklärung, für Schule und Haus berechnet. Nachdem Dr. Fedt mit Goethes „Der Mann und Dorothée“ den Anfang gemacht hat, folgen jetzt als Nr. 2: „Goethes „Faust“ und „Ballen in der Hand“ und eine Auswahl Goethe'scher Gedichte von dem im vorigen

Heft hin angewandten, ein unbillich festzustellen, ob dieselbe den auf sie gesetzten Hoffnungen zu entsprechen vermag und werden dieselben geben, die in dieser Hinsicht gemachten Erfahrungen dem Secretariate des Deutschen Weinbau-Vereines in Gosenheim gütigst bekannt geben zu wollen. D. W. V.

Schlußergebnis der Dresdener Ausstellung für Handwerkstechnik 1884.

Die Zukunft des deutschen Handwerks wird von der Benutzung der Handwerkstechnik abhängen. Die Gegenwart des Handwerks scheint vielen nur deshalb bitter, weil sie von innerer Umwandlung, der sich durch neue Werkzeuge, Maschinen, Motoren und Arbeitsmethoden und durch das Aufkommen der Fabrikindustrie vollzogen hat, nicht zu würdigen wissen. Die ganze Abgrenzung der Gewerbe und die Theilung der Arbeiten ist eine andere geworden. Nicht bloß der Lehrling und Geselle, sondern auch der Meister, muß jetzt in jedem Jahre wieder von neuem lernen und sich die inzwischen gemachten Erfindungen, Muster, Modelle und Betriebsmethoden aneignen. Die mittleren und kleinen Handwerksbetriebe haben einestheils mit der neuen ihnen sich entwickelnden nationalen Großindustrie, andererseits mit den internationalen gewerblichen Fortschritten und den industriellen Erzeugnissen der ganzen Welt zu konkurriren. Die Gewerbevereine sind deshalb der Ansicht über die Wichtigkeit der gegebenen Richtung zu ermitteln und ihnen die Nothwendigkeit gewerblicher Reformen zu zeigen. Es empfiehlt sich, zu diesem Zwecke periodische oder wenigstens permanente Ausstellungen für Instrumente, Werkzeuge, Arbeitsmaschinen und Kleinmotoren für das Kleinhandwerk, die besten einzelne Vorschläge in Verbindung mit Beurtheilungen für wissenschaftliche Maschinen, sowie von Instituten zur Qualitätsprüfung von Rohstoffen und Fabrikaten zu veranstalten.

Der Dresdener Gewerbeverein hat in der Erkenntnis dieser neuen Aufgaben mit der Feier seines 50jährigen Stützungsfestes im September 1884 eine technologische Ausstellung zu Gunsten des Handwerks unter dem Namen „Grote Ausstellung des Gewerbevereines zu Dresden für Handwerkstechnik“ veranstaltet und über das Schlußergebnis neben einer Verwaltungsberichterstattung und einem Bericht des Prüfungsausschusses veröffentlicht.

Die Ausstellung, welche rein gemeinnützige Ziele verfolgte, und von der Lenkung des Gewerbevereines für den Gewerbeverein weit ablag, hat doch auch in finanzieller Hinsicht betriebsmäßig abgelaufen und einen reihen Ueberschuß von 3362 M. 84 Pf. geliefert. Sie wurde am 20. Sept. 1884 eröffnet und ist 45 Tage lang von weit über 100,000 Personen, darunter von über 44,000 Gewerksarbeitern und Schülern, besucht worden. Eine große Anzahl auswärtiger Vereine und Jungmänner hat die Ausstellung vornehmlich gegen ermäßigten Preis besucht. Zur ersten Zeit wurden besuchend in der weithin reichenden Anziehung und Fortbildung der Gewerksbetriebe und in der dadurch angebahnten Steigerung der Konkurrenzfähigkeit der mittleren und kleineren Gewerbebetriebe. Die Ausstellung hat auch der Errichtung eines Museums für Handwerkstechnik die Wege gebahnt und schon vielfach Veranlassung zum Nachdenken über handwerksrechtliche Fragen gegeben. In der Vielzahl der sachlichen Gewerbe- und Handwerksbetriebe sind Vertreter über den Besuch und Besand der Ausstellung erstattet worden.

Die Anschaffung moderner verbesserter Werkzeuge, die Einstellung neuerer Arbeitsmaschinen und die Anwendung elementarer Betriebskräfte in den kleinen und mittleren Gewerbebetrieben der Stadt Dresden und der Nachbarstädte hat einen neuen Impuls erhalten. Die Zahl der in Dresden betriebenen Gasmotoren hat sich seit Oktober 1884 bis April 1885 von 70 auf 80 vermehrt. Es sind auch der Dresdener städtischen Gasleitung zum Betrieb von Motoren entnommen 1880: 33,881 cbm, 1883: 183,245 und 1884: 242,709 cbm und es sieht eine weitere Benutzung der Gaskraft als Anzeichen der gewerblichen Produktion mit Sicherheit zu erwarten.

Der neueste Verwaltungsbericht des Dresdener Gewerbevereines über die 1884er Ausstellung für Handwerkstechnik, dem wir diese Angaben entnehmen, enthält eine Reihe wichtiger Winke und Nachsichten und betont mit Recht, daß es gilt gegenüber der modernen Produktionsweise den Bestand des Handwerks neu abzugrenzen, zu befestigen und zu erhalten, und daß es notwendig ist, durch immerwährende Ausstellungen technischer Hilfsmittel das Gewerbe mit den Leistungen der Technik unangeseigt und möglichst vollständig bekannt zu machen.

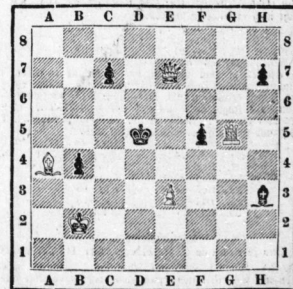
Kultur der Preisel- oder Mosbeere. Der von Jahr zu Jahr wachsende Verbrauch an Preiselbeeren hat in Rücklicht einestheils auf die Anpflanzfähigkeit dieser Pflanze, andererseits auf das Vorhandensein weiterer handiger Züchtungsarten, denen durch die noch im Entzug abgenommen werden könnte, in neuerer Zeit die größte Aufmerksamkeit hervorgerufen. Diese beiden Umstände sind doch so einträglich die Bildung unserer Gärten in Kultur zu nehmen.

Solender erscheint der Anbau der großfrüchtigen amerikanischen Preisel- oder Mosbeere (*Vaccinium macrocarpum*), dessen man sich in ihrer Heimat mit vielen Erfolge befleißigt und der, nachdem die Pflanze von dem großherzoglichen Hofgärtner W. Wurzer in Jena in Deutschland eingeführt, sich hier schon mit Glück verhalten worden ist. Gegenwärtig sind Pflanzen davon schon in allen größeren Handelsgärtnereien, z. B. bei Chr. Lorenz in Erfurt, zu haben. Man vermeint diese kleinen Strauch durch Theilung der Stöcke oder durch seine Triebhülsen, welche man in einem Sandbeete zur Vermehrung bringt. Für ihren Anbau eignet sich ein nicht zu nahergerogener Standort, dessen Oberfläche nur 30 bis 40 cm über dem Grundniveau liegt, also hauptsächlich ein feuchtes Tiefland. Man pflanzt 10–12 cm tief und etwa 200 Stück auf das Ar; diese Arbeit man im Herbst, im Winter oder im zeitigen Frühjahr ausgeführt werden, so lange der Boden offen ist. Die Haupterträge erhält man vom 5. bis 8. Jahre. Nach Himpfers Gartenbauzeitung ist in Amerika der Ertrag von 1 Ar 18 Meter und das Bier wird mit 1/2 M. das Doppel mit 4 Dell) besaßt. Die Frucht ist von höchst angenehm-süßlichem Geschmack und wird für die feinere Küche zur Bereitung von Fruchtgallerten, zu Torten, zum Einmachen z. verwendet.

* Für die Steigung der Treppen giebt Bauarrat Mothes folgende Tabelle:

| Steigung | Kauftritt | em | cm | anwärts bequem, ermüdet abwärts. |
|----------|-----------|----|----|---|
| 1. | 7 | 43 | | anwärts bequem, ermüdet abwärts. |
| 2. | 7 | 38 | | bequem zu kurze Schritte. |
| 3. | 10 | 43 | | ermüdet. |
| 4. | 10 | 38 | | auf und abwärts ziemlich bequem. |
| 5. | 10 | 33 | | wie Nr. 2. |
| 6. | 12 | 43 | | ermüdet die Knie und Schenkel. |
| 7. | 12 | 38 | | ermüdet die Schenkel. |
| 8. | 12 | 36 | | ermüdet etwas weniger. |
| 9. | 12 | 33 | | steigt sich bequem. |
| 10. | 12 | 31 | | wie Nr. 2. |
| 11. | 14 | 33 | | ermüdet die Knie nur wenig. |
| 12. | 14 | 31 | | steigt sich gut, ermüdet bei großer Stufenzahl die Kniegelenke. |
| 13. | 14 | 29 | | wie Nr. 2. |
| 14. | 15 | 31 | | steigt sich leicht bequem. |
| 15. | 17 | 31 | | steigt sich bequem. |
| 16. | 17 | 29 | | steigt sich gut, wenn man schnell geht. |
| 17. | 18 | 29 | | steigt sich gut. |
| 18. | 18 | 26 | | wie Nr. 2. |
| 19. | 19 | 26 | | steigt sich ziemlich bequem. |
| 20. | 19 | 24 | | unbequem, ermüdet die Fersengelenke. |
| 21. | 19 | 22 | | ziemlich unbequem. |
| 22. | 22 | 22 | | steigt sich bequem. |
| 23. | 24 | 22 | | fauch noch anzuwenden. |

Schach.
Rebigit von E. Schallow.
Aufgabe Nr. 111.
Von Dr. G. Gold in Wien.



(3+6=11).
Weiß zieht an und legt im 3. Zuge matt.

Aufgabe Nr. 112.
Von Aurelio Nobile in Mailand.

Weiß (9): Kg3, Dc2, Lf4, Sc6, f2, Bc3.
Schwarz (9): Kc8, Tg8, Bb2, G7, f3, g3.

Weiß zieht an und legt im 2. Zuge matt.



mit unserem Eisener Schläge gejeigt haben; allein durch Verwendung von Zuchtfieren aus der Niederung hat sich der fragl. Schlag wesentlich verändert; wir müssen ihn jetzt zum Niedrigschlag stellen, und nur ganz vereinzelt sieht man dort Exemplare, welche an die Formen des Höfelandweides erinnern. Die ausgewachsenen Kühe der Race ardennaise werden bei guter Ernährung 400—425 kg schwer; sie besitzen einen jertlichen Körperbau, mit dem etwas langgestreckten, schmalen Kopfe der holländ. Rinder und tragen ein ziemlich kurzes, nach vorn gebogenes Gehörn. Ihr Hals ist mittellang und nur im unteren Theile mit einer Wamme versehen. Der Rücken ist häufig eingestakt und das Kreuz nach hinten abfallend. In der Regel besitzen diese Rinder edige Formen und ziemlich kurze Gliedmaßen. — An allen Orten, wo man flämischer Stiere zur Zucht und Kreuzung benutzt hat, zeigt die Nachzucht große Ähnlichkeit mit diesem Viehschlage, sie besitzt eine braune Haarfarbe und nur hin und wieder weiße Abzeichen am Kopfe und an den Beinen. An vielen Zuchtorten giebt man den Schwarzscheiden den Vorzug und sieht es gern, wenn die Thiere ganz weiße Beine haben.

Die Milchergiebigkeit der Rasse ist eine mittelmäßige; ihre Erträge stellen sich per Jahr auf 2000—2500 l und nur vereinzelt kommen dort Kühe vor, welche 3000 l und darüber liefern. Ueber die Qualität der Milch lauten die Berichte der dortigen Züchter verschieden; die Mehrzahl derselben rühmt dieselbe nicht, und man sagt, daß in der Regel 30 l Milch zur Herstellung von 1 kg Butter erforderlich wären.

Die Milchfähigkeit der ardenner Ochsen ist nicht zu loben; selbst bei zweckmäßiger Fütterung nehmen die Thiere nur langsam zu und kommen selten zu einem befriedigenden Schlachtereicht.

Zur Arbeit, d. h. zum Zuge schwerer Lasten, sind die Ochsen dieser Rasse nicht besonders tauglich; es fehlt ihnen im Geßirbe die nötige Kraft und Ausdauer.

Wir entnehmen aus dem uns Mitgetheilten, daß die ardenner Rinder im Werthe weit hinter den Pferden jener Landschaft zurückstehen, und so sehr auch diese letzteren bei uns beliebt sind und hochgeschätzt werden, so wenig dürfte es sich verlohnen, die Rinder aus jener Landschaft herbei zu holen und unseren Wirtschaften zuzuführen.

Belgiens Schaafzucht ist von ungleich geringerer Bedeutung als die Nindbiets- und Bergzucht des Landes und es soll dieselbe von Jahr zu Jahr mehr eingeschrankt werden. Der vor letzten Viehzählung betraf das ganze Königreich nur 586,087 Schafe und es kamen dorelbst auf 1000 Einwohner 120 Stück dieser Thiergattung, wo hingegen bei uns in Deutschland auf 1000 Einwohner immer noch 419 Wollträger entfallen. — Die Hauptstübe der Schaafzucht jenes Königreiches sind die Provinzen Flandern und Limburg; von hier aus findet ein Export von Schaafschaff statt, von den anderen Provinzen Belgiens viel mehr Schafe zu n als ausgeführt werden. Im Jahre 1881 wurden nach Belgien im ganzen 221,628 Schafe eingeführt, die Ausfuhr stellte sich zu derselben Zeit auf 90,453 Stück. Die Viehhaherei ist Schaffschaff ist bei den meisten Bewohnern des Landes ziemlich groß und viele derselben ziehen es dem Rindfleisch vor.

Die in Flandern und Limburg gejeudete Landrasse zeigt in der Körpergestalt Ähnlichkeit mit den holländischen und tzelischen Marischschafen; die Thiere sind ziemlich langbeinig und kraftig und dabei stets kurzschwänzig. In der Regel sind beide Geschlechter hornlos und nur ganz vereinzelt sollen dort Rode mit Hörnern vorkommen. Der Wollreitz dieser Schafe ist bei zweimaliger Schür (im Jahre) ziemlich groß und volle sich im Durchschnitt auf 5 kg (ungewachsen) stellen; die Wolle ist aber grob und hart, eignet sich nur zur Deckenfabrikation oder zur Herstellung ähnlicher grober Gewebstoffe. Die Farbe der Thiere ist in der Regel weiß und nur vereinzelt kommen braune oder schwarze Schafe dort vor. Durch die in der Neuzeit an verschiedenen Orten zur Zucht benutzten Böde der englischen lang- oder glanzwolligen Rassen ist die Qualität der flandrischen Wolle und ebenso auch die Körpergestalt der Schafe etwas besser geworden. Ihre Milchfähigkeit besitzend und das Fleisch der Hammel sell ungleich zarter und wohlschmedender, als das der alten unveredelten Landrasse sein.

Bezüglich der Fruchtbarkeit der belgischen Marischschafe wäre noch zu erwähnen, daß diese Thiere meistens Junge liefern, welche von ihren Müttern 3—4 Monate lang reichlich mit Milch versorgt werden.

Ein geringer Theil der Milch wird in Flandern zur Käsefabrikation verwendet, und man erntet dieses Produkt keines Geschmades wegen sehr. In einigen Orten sieht man bei Käsefabrikation der Schafmilch etwas Kuhmilch zu.

In den Sandgebieten Belgiens trifft man in der Regel auf den Weiden kleine, jertliche Haubschafe, die unseren Schindeln in der Färbung der Haare sehr ähnlich sehen und diesen auch wohl stammverwandt sein mögen. Sie liefern eine grobe Milchwolfe von geringer Werth, die nur zur Deckenfabrikation und dem sog. Weiderwand benutzt werden kann. Das Fleisch der Haubschafe ist aber feinfaserig und wohlschmedend. — In den Ardennen kommt endlich noch eine Schafrasse vor, welche früher mehrfaß mit Merinos gekreuzt und dadurch wesentlich verändert worden ist. Diese Thiere sind von mittlerer Größe, nicht übel gebaut und liefern ein Wollprodukt, welches ungleich besser ist, als das der zuerst beschriebenen Marischschafe. Sie liefern durchschnittlich 3 kg Wolle (ungewachsen), welche zur Tuch- und Stoffabrikation tauglich ist. Die Böde dieser ardenner Rasse sollen häufig schöne Hörner besitzen. Die Haltung der Schafe ist in Belgien im allgemeinen gut zu nennen; die Thiere werden im Winter und Sommer reichlich ernährt und sie bekommen zur Winterzeit im Stalle nahezu dasselbe Futter wie die Rinder.

Reinbau.

Zur Bekämpfung des Heu- oder Saueerwurmes.

Wiederum ist die Zeit gekommen, während welcher die Weidende des Weidlandes die Aufmerksamkeit der Bienen auf ein gutes Weidjahr neu erwecken lassen; allein auch gleichzeitig hat die Viehwirthschaft in den Vordergrund, daß der Heu- oder Saueerwurm sich in erheblicher Zahl einstellen kann, welcher einen großen Theil der in Aussicht stehenden Traubenente zu verurtheilen im stande ist. Beliebt doch die Thlathode, daß in manchen Gegenden oft über die Hälfte des Weidens dem genannten Schädlinge zum Opfer fiel. Die Notwendigkeit, in entgegen der Natur den Feind der Heu vorzugeben, wird von allen einsichtsvollen Weidproduzenten zugegeben, und ist es deren Pflicht, auch ihrerseits dazu beizutragen, daß die Veruche zur Bekämpfung des Heu- oder Saueerwurmes möglichst bald zum Abhluß gelangen, damit demselben selbstehtet wird, welches der hierzu in Verordung getradeten Mittel sich zur Anwendung im großen eignet.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß das Reinigen der Weidende im Winter, die Entfernung des alten Heues u. i. w. die Zahl der in dem kommenden Jahre auftretenden Insekten zu mindern vermögen; allein nach allen bis jetzt gemachten Erfahrungen scheint das Toben der Raupen in den Weidenden resp. Wäldchen den größten Erfolg zu verzeichnen. Es kann dieses an zweierlei Weite erachtet werden; erstens auf mechanischem Wege, indem man die Raupen mittelst Bängelchen, Nadeln, spitzen Stöckchen u. aus den Weiden entfernt und tödtet; zweitens durch das Vergiften des Saueerwurmes in der Weidende mit einer Flüssigkeit, welche die Raupen tödtet ohne die einzelnen Theile der Weidende zu beschädigen, was mittelst einer von Dotschka Weiler zu diesem Zwecke erfundenen Mischung, deren Zusammensetzung auf Grund in den letzten Jahren gemachter Erfahrungen gegen früher verändert wurde, aber Fall zu dem ichent.

Das sog. Weiler'sche Wurmgut, welches pro l etwa 45 Pfennige kostet, und aus zweckmäßigen in den Apotheken zum Verkauf bereit ist, stellt man in folgenden Weise dar: 40 Schmelzele gelöst in 200 chem Weingeist, 60 g Zafabstextrakt (oder stoll dessen eine Abkochung von 30 g Zafabstextrakt der Zafabstextrakt resp. 15 g Zafabst) und 50 g Zinkweiß werden gemischt und mit Wasser auf ein l verdünnt; die Mischung wird filtrirt oder nach einigem Stehen klar abgeseiht. Die Anwendung erfolgt am besten in der Weise, daß man mittelst kleinen Injektionskanülen, die von Beuttenmüller & Cie. in Bretten (Baden) bezogen, pro Stück 40 Pfennige kosten, an diejenigen Stellen der Weidende, an denen der Wurm sitzt, 1—3 Tropfen des in der Raupen tödtenden Gutes bringt.

Obwohl nicht in Abrede gestellt werden kann, daß das mechanische Entfernen von Thieren des Saueerwurmes von Nutzen ist, so scheint doch, nach den bei Gelegenheit der letzten Generalversammlung des deutschen Weidbauvereins von verschiedenen Seiten gemachten Mittheilungen, die genannte Flüssigkeit die größte Aufmerksamkeit zu verdienen. Die mit derselben angestellten Veruche entschieden zwar nicht unbedingt zu deren Gunsten, allein es ist Commonis vorhanden, daß sich dieselbe auch für anderen Weidbau eignet, indem beispielsweise zwei Heute pro 100 q l, da in gebadet Weide behandelt worden, sowie in einem anderen Falle, bei Anwendung eines größeren Apparates und etwas abgeändertem Verfahren, sogar über das Weidende geleitet wurde. In Anbetracht dieses Umstandes ergeht an alle Weidproduzenten das dringende Eruchen, ihrerseits die genannte Flüssigkeit veruchweise in größtem Maßstabe und nach verschiedenen Weid-

baß andererseits durch mäßiges Leben und rationelle Anwendung heilbarer Mittel, besonders des Chinin, es bisher fast immer gelungen ist, die Nierenanfälle zwar nicht vollständig fernzuphalten, aber doch siegreich zu bekämpfen. Endlich soll auch noch darauf hingewiesen werden, daß mancher, der in jenen Ländern sein Leben hat lassen müssen, schon vor seiner Ankunft den Krankeitskeim in sich getragen hat, der dann wie überall durch die großen Anstrengungen der Heise zur Heise gebracht wurde und sein Opfer bald forderte, während es anderswo vielleicht erst nach längerer Zeit, aber aus demselben Grunde gefallen wäre.

Daß überhaupt die hier besprochenen Theile des äquatorialen Ostasien vor den weisfarinischen Kolonien in klimatischer Beziehung den Vorzug verdienen, läßt sich schon aus ihrer bedeutenden Höhe über dem Meeresspiegel folgern, und so erklärt denn auch Stanley, der dieses Land mehrmals durchzogen hat, Uganda für den gesundesten Theil von Ostafrika. Er preist die reine und erquickende Gebirgsluft dieser Landschaft gegenüber der dämpften und brüdenen Hitze an der Küste. Die höchste Temperatur, welche er im April beobachtete, betrug 24° R., während die Nächte bisweilen so kühl waren, daß er zwar nur in Decken eingehüllt schlafen konnte, daß er aber von der nächstlichen Plage anderer Tropenländer, den Stichen der Moskito's, befreit blieb. Die größte Abweichung des ostafrikanischen Klimas von dem unigen aber besteht in den zweimal jährlich eintretenden Regenzeiten, deren erste und längere Periode etwa vom Februar bis zum Anfang des Mai dauert, während die zweite und kürzere in unseren Oktober und November fällt. Während dieser Regenperioden scheinen in der That bisweilen die Schichten des Himmels geöffnet, das Wasser stürzt in Strömen herab und in wenigen Stunden sind Thäler und Ebenen derartig überfluthet, daß erstere selbst riesige Strömen, letztere aber großen Seen gleichen, aus denen nur hier und da Hügel und Bäume als Landmarken hervorragen. Man sollte meinen, eine solche Eintluft müde alle Leben von Menschen, Thieren und Pflanzen erlöchen; doch dem ist nicht so, vielmehr ziehen sich die beiden ersten auf die höher gelegenen Punkte zurück, während die Pflanzen nach dem Verwinden des Regens mit neuer Fülle sich entwickeln. Ja selbst das Vieh hört während dieser Zeit nicht auf; hat doch der hüne Stanley selbst gerade bei jetzt denkwürdigen Verhältnissen im März und April 1871 mit einer großen Karawane durchgezogen.

Die zweite Frage, welche wir vorhin aufwarfen, ob das weidwirthliche Kun Ertragsfähigkeit genug besitze, um Neuen und Kosten einer Kolonisation zu lohnen, muß entschieden bejaht werden. Denn alle Kenner des Landes erklären dasselbe für außerordentlich fruchtbar. Stanley z. B. schreibt, daß die Produktivkraft des Bodens in den Thälern der Flüsse und Bäche eine mehrwürdige sei. Alle Pflanzen entwickelten sich in dem reichen, schwarzen Alluvialboden, dessen Fruchtbarkeit gar keine Grenzen, ja zu geradezu riesenhaften Formen. Die Grashalme erreichen die Stärke des Bambusrohres, und diese letztere Pflanze selbst sei in solchen Mengen und solcher Stärke vorhanden, daß sich von ihr eine große

Armee mit Zeltpfählen versehen könnte. Die Bäume, welche die Hüpen und Abhänge der Berge bedecken, seien von ganz kolossalen Dimensionen und liefern das schönste Bauholz zu allen möglichen Zwecken. Mais und die für Afrika charakteristische Wobrenriebe gedeihen hier vorzüglich, auch der Bau von Zuckerrohr, Kaffee, Baumwolle, Tabak und Reis wird sich ohne Zweifel reichlich lohnen, ebenso wie das Gedeihen der Seidenraupe mit Bestimmtheit vorausgesetzt werden darf; ob hingegen die Delphinen, das wichtigste Produkt Westafrikas für den Weltmarkt, in dem ostafrikanischen Gebirgslande fortommen wird, ist noch abzuwarten. Ebenso verhält es sich mit unseren Getreide- und Gemüsekarten, mit deren Anbau in diesem Sommer durch einen benährten Gärtner Versuche gemacht werden sollen, deren Gelingen übrigens wenigstens für das Gemühe nach den an der Rangbarkeite gemachten Erfahrungen kaum zweifelhaft sein kann. Neben Mais und Wobrenriebe liefern einzelne Bäume, der Afendrotbaum und das Baumelgewächs der Bate die Eingebornen die nöthige Nahrung. Wenn trotz dieses unbestreitbaren Bodenreichtums doch in diesen Gegenden bisweilen schwere Hungersnöthe herrscht — wie denn auch Herr Peters mit seinen Gefährten unter einer solchen bitter zu leiden hatte — so hat diese auf den ersten Blick auffallende Erscheinung ihren Grund darin, daß die hier wie überall faulen und sorglosen Negler nur ebensoviel Land bestellen als durchns nötig ist zur Hervorbringung derjenigen Lebensmittel, deren sie bis zur nächsten Ernte bedürfen. Wird ihnen nun, wie das bisweilen geschieht, von durchziehenden Karawanen noch ein beträchtlicher Theil ihrer Ernte geraubt, oder tritt durch ihre eigene Nachlässigkeit Mißwach ein, so ist eine Hungersnoth die unausbleibliche Folge des Verlustes, der nur schwe durch Zufuhr erlegt werden oder durch den Geuw von Fleischstoff in seinen Folgen aufgehoben werden kann.

Denn die Bewohner jener Landstriche halten nur wenige Hausthiere. Ziegen, Säunen, Enten und Hunde schlechter Rasse freilich trifft man überall, auch Schafe mit Fellschwänzen begegnet man häufig genug. Rinder hingegen sind ziemlich selten. Der Grund dieser Erscheinung liegt an dem Gedeihen des Weidens in vielen Theilen der Kolonie, welche das Gedeihen von Rindern, Pferden und Geln in gleicher Weise hindert und so eine ausgebreitete Viehzucht, wie sie das reichliche Vorhandensein von Viehen wohl gestatte, verhindert. Doch ist vielleicht auch dieser Mangel nicht als ein so schwer wiegender anzusehen als es auf den ersten Blick scheint, denn schon jetzt findet man weite Strecken ohne die Weidessiege und außerdem meint man, daß durch Weidreiden der Thiere mit Petroleum die Fliege, welche diesen Geruch nicht toll vertragen können, ungeschädlich zu machen sei. Aber selbst wenn diese Erwartung eine trügerische sein sollte, so darf man doch wohl hoffen, daß bei höherer Kultur des Landes, besonders durch Abholzung der hohen Schlingeln, dichter, auf jümpfigem Boden stehender Gebüchse, welche als Brutstätten der verderblichen Insekten angesehen werden, der von den Fliegen gestiftete Schaden sich beträchtlich verringert. Von jagdbaren und für die Ernährung der Menschen brauch-

Jahre verstorbenen Prof. Zimmermann vor. Wir können nach eingehender Prüfung diese Arbeiten nur freudlich und zeitgemäß finden. Die Einleitungen geben eine klare, kurze Orientierung über den Inhalt und das betreffende Sammlerwerk. Die Erläuterungen sind darauf berechnet, das ästhetische Verständnis zu erleichtern und die ethischen und religiösen Grundgedanken herauszufstellen. Die Auswahl Goethe'scher Gedichte ist eine recht glückliche, dem Weidreicht des Samles und der Schule völlig entsprechende besichtigt werden, wie es denn vom überaus reichhaltigen Sammlerwerk aus genügt ist zu sehen ist, daß derjenige, welcher nicht unterchiedenes die Goethe'sche Werke dargeboten wird. Für höhere Bildungsanstalten, auch Lektorenkreise können die vorliegenden Fiererungen mit voller Ueberzeugung empfohlen werden.

G. H. Zur Klostod-Literatur. Herr Gymnasial-Professor Christoph Wühl in Berlin lieherte in Ferrig's Archiv eine, sehr umfangreiche (2 Theile in gr 8 von je 72 Druckseiten) Arbeit: Ueber Klostod's poetische Sprache, mit beiderseitiger Berücksichtigung ihres Weidreichtums, in der er nach einer kurzen historischen Einleitung, in der Klostod seine Stelle unter den deutschen Sprachemigen angewiesen wird, eine systematische Zusammenstellung Klostod'scher Wort-Bildungen und Wort-Bildungen darbr. — In diese verdienstvolle Leistung schloß sich erst 1885 ein, durch das toeben erschienene dritte Heft voll-

fändig geordnete Arbeit desselben Verfassers an, die unter dem bescheidenen Titel: Ein Beitrag zur Kenntnis des Sprachgebrauchs Klostod's (Wilm 1883—85) im Selbstverlage des L. zweiten deutschen Obergymnasiums in Berlin erschien. Angelegen von einem kurzen inhaltreichen Prolegomena liegt in dem bei weitem größeren lexikalischen Theile dieses Wertes ein Klostod-Lexikon vor, d. h. eine alphabetische Zusammenstellung aller derjenigen Wörter, die Klostod eigentümlich sind, und natürlich fehlen auch nicht die Nachweise über Klostod's Gebrauch derselben, und über den Fundort in seinen Dichtungen. Wühl hatte das Grammatik-Wörterbuch im Auge und es war sein Verstreben, zu den bereits erschienenen Theilen desselben einige Nachträge und für die Fortsetzung dieses Monumentalwerkes weiterer Literatur brauchbares Material zu liefern. Das ist eine ausgebreitete Nebenarbeit; aber hier liegt mehr vor, nämlich eine selbständige Arbeit von selbständigem Werthe, auf die Aufmerksamkeit zu machen und so mehr eine Pflicht ist, weil der Gymnasial-Selbstverlag, in dem sie erschienen ist, wohl nicht für eine rationelle Literaturerlangung formen kann.

G. H. Das Geheimnis des Dichtens. Eine lyrische Symbolik. Von Paul Radler. Stuttgart. Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer. 1885. 8. IV. u. 212 S., eleg. geb. mit Goldschnitt. Dieses sehr schön ausgestattete Buch ist der Frucht einer gründlichen Vertiefung eines hienammit unbedachten Poeten: Paul Radler, schon 1819 in Gera geboren,

haren Thieren werden eine Reihe von Antilopenarten, Zebras, Straußen, Wildschweine, Kaimane und andere, sowie fische genant, während von Raubthieren Hyänen häufig, Löwen hingegen nur selten bemerkt worden sind. Nashorn und Nilpferd finden sich ebenfalls, letzteres sogar an einzelnen Punkten

in so beträchtlichen Mengen, daß die Saaten nur mit Mühe vor seinen Verwüstungen geschützt werden können, Elefanten aber scheinen nur in den weiter nördlich und westlich gelegenen Landstrichen zu existiren.

Aus dem Waldleben.

Weitere Reiseerlebnisse des Fräulein Rudorf.

Im Fonds des ziemlich engen Postwagens hatte bereits eine ältliche Dame Platz genommen, als unsere Reisenden eintrafen.

„Unangenehm!“ murmelte der Pastor. „Mit alten, geschwägigen Weibern fahre ich nicht gern!“

Der Dame mochten diese Worte nicht unverständlich geblieben sein, denn sie erwiderte den Gruß der Einsteigenden nur mit einem stummen und ersten Nicken. Bertha setzte sich selbstverständlich neben die Schwiegende, während der Pastor, nachdem das Gepäck unter den Sitzen Platz gefunden, sich ihr gegenüber niederließ.

„Baron!“ sprach er zu Fräulein Rudorf, mit einem Hinweis auf seinen Begleiter, auf Reisen kann ein Jeder mitfahren, der seinen Platz bezahlt. Ich habe den Jäger hier mitgenommen, weil ich Zutrauen zu ihm habe. Sein Name ist Naumann, was ich fast verzaß Ihnen mitzutheilen. Er wird sich hoffentlich nützlich machen und kann dann auf meine Empfehlung rechnen!“ Bei dieser Rede blickte er mit verblüffend wohlwollendem Gesichtsausdruck auf seinen Begleiter, der dieses Wohlwollen nicht so hoch anzuschlagen schien als der Gezirte glaubte, denn er antwortete in einem Tone, den man verschieben deuten konnte: „Sehr verbunden, Herr Pastor!“

Die stumme Dame sah überaus den gültigen Öhner des zweiten Jägers an, sagte kein Wort, dachte aber wohl: sonderbar, Pastor in Jägeruniform!

Bertha aber fragte etwas spottend: „Wissen denn die Jäger beim Bataillon auch, daß wir Sie so tituliren?“

„Ja, ich habe es ihnen gesagt,“ antwortete er in sich hineinlachend, mit geschmeichelter Miene. „Im Privatleben lasse ich es mir auch gefallen — im Dienste nicht — da bin ich Gezirter. Obgleich wir jetzt eigentlich auch gewissermaßen im Dienste, das heißt auf einer Dienstreise begriffen sind, so nehme ich es mit den Rangverhältnissen doch nicht so genau, denn

„Auf den Bergen ist Freiheit, der Saund der Gerichte steigt nicht empor in die reinen Lüfte!“

deklamirte er mit Pathos und entfaltete dabei sein mit Rosenöl parfümiertes Taschentuch.

Das Auditorium in der Postkutsche lauschte dem Ausbrüche von Reichthum poetischer Stimmung, die fremde Dame schweigend,

der als Kassier der Hofbibliothek in Wien lebt, hat in jüngeren Jahren wichtige Dichtungen geliefert, während hier nur völlig nachlässige Verse vorliegen. Der Stoff, an sich interessant, verträgt keine dichterische Bearbeitung. Wäre all das in guter Prosa geschrieben und dann etwa unter dem Titel: „Von Dichtern und vom Dichten für Poeten und deren Freunde“ gedruckt worden, so hätten wir vielleicht ein danteswertes Buch erhalten.

Die „Berichtzeit für Handel und Industrie“, herausgegeben im Sekretariat des Vereins Berliner Kaufleute und Industrieller, Verlag von Robert Lehmer, Berlin O. Gipsstraße 11, liegt in ihrer ersten Nummer vor uns. An größeren Aufsätzen enthält dieselbe: Die Allgemeine deutsche Gewerbe-Ausstellung 1888. — Ueber Antichitäten der Rechtsabteilungen im Konfuzius. — Die neue Verordnungen für Berlin. — Ueber das deutsche Patentgesetz und Patentsamt. Die Berliner Enquete über die tägliche Arbeitszeit und die Sonntagsruhe im kaufmännischen Gewerbe. — Außerdem kurze Mittheilungen über die Krankenversicherung der kaufmännischen Angestellten; den deutschen Kreditoren-Verband; den Centralverein für Arbeitsnachweis in Berlin; die Ausstellung der Leistungsarbeiten der Berliner Gewerbe; die internationale Ausstellung in New-Orleans; über die Berliner Börse.

— In der letzten Sitzung des Vereins für Geschichte und

Bertha sichernd. Naumann sah beide fragend an, fasthete in die Hände und rief: „Bravo! Herr Pastor! da capo!“ Ein vernichtender Blick des Deklamators gab Antwort auf diese Beifallsäußerung.

Unterdes war der Postwagen auf der vortrefflichen Chaussee weit schneller dahin gerollt als man glaubte. Der Postillon schmettete in sein Horn und das heilige Pfalter der Vorstadt machte sich den Anlässen der Post unangenehm fühlbar.

Jetzt hielt der Wagen. Zwei andere standen zur Abfahrt fertig schon angespannt vor dem Postlokal. Eine alte verstaubte Halbkarre und der Jagdwagen des Oberförsters. Erstere bezog die fremde Dame und fuhr mit erstem Kopfschütteln davon, während Rudorfs Wagen in die verlassene Stelle einrückte.

„Guten Tag, Fräuleinchen!“ rief der alte ehrliche Kutscher Johann, indem er der jungen Dame freundlich die Hand entgegenstreckte. „Sind Sie wieder von? — aber was, alte Donnerwetter, da ist ja unser Pastor auch? Ich wollte sagen Herr Reichard! Na, nehmen Sie es nur nicht böse! Herr Pastor es ist gut gemeint, mit Respekt zu reden! Haben meiner Sie einen kleinen Schmirrbart gegriegt!“ Bei diesen Worten lachte Johann freundlich über das ganze Gesicht, die Stirn des so Angeredeten aber legte sich in tiefe Falten, er wollte antworten, sich eine solche Nebenbeziehung verbieten — aber Berthas Fragen nach dem Befinden ihrer Mutter durfte er durch Ausbrüche des Unmuths nicht unterbrechen.

„Dante Fräuleinchen! danke! Es geht ja wieder recht hübsch mit Mutterchen. Das sage ich und der Doktor sagt es auch, mit Respekt zu sagen.“

Während dem hatte Naumann auf des Pastors Befehl und ohne das Fräulein um Erlaubniß zu fragen alle Gepäckstücke der Jäger hinüber getragen auf des Oberförsters Wagen. Sie wußten zwar noch nicht, wozu sie der Oberförster bedauern würde, der Gezirte nahm jedoch seine andere Muthmaßung an, als daß er in der Oberförsterei bleiben werde; es war also besser, wenn die Effecten gleich mit zur Stelle gelangen, da sich die beste Gelegenheit dazu bot.

„Nun Johann,“ fragte Bertha forschend den alten Kutscher, „nun erzähle mir recht viel von zuhause — alles was während meiner Abwesenheit passiert ist.“

„Passirt? was soll denn passirt sein, Fräuleinchen? eigentlich nichts!“ antwortete Johann, als sie das polternde Pfalter überwinden hatten und auf dem ebenen Wege ein Verbiegen der Worte möglich war, nach Art einer alten Anekdote. „Nur

Alterthumskunde zu Frankfurt a. M. stattete Dr. F. Koller aus Darmstadt einen eingehenden und in hohem Grade angenehmen Bericht über eine neu entdeckte Römerstadt bei Oerunsheim und über die neuesten Forschungen an Wohngraben in Oberheffen“ ab. Der Vortragende, welcher seit Jahren das Offenland als Bionner der Wissenschaft durchstreift hat, gab der Zubörerlichkeit ein durch Stoff und Skolorit höchst anziehendes und anfassendes Bild seiner Wanderungen und deren Ertragenschaften. Der von dem Forscher verfolgte Pfad, der gleichsam mit römischen Alterthümern gepflastert war und unzweideutige Spuren römischer Arbeit und römischer An siedlung trug, führte ihn in der Gegend von Bimigstadt zur Unterung der Seimnauer und des Seidenbammes (einer Art Waidgraben) und zur Entdeckung einer der schönsten Römerstätten und in der Nähe von Gernsbheim zur Aufindung einer römischen Stadt, wozu der Name einer Trimmerstätte von 1700 m Länge und 700 m Breite unzweifelhaft verdient. Der Umriss derselben fällt nach der Konjektur des Vortragenden in die Zeit von 70—96 n. Chr. und, da ihr Untergang an Höhenbauten und Metallfunden recht, so liegt die Vermuthung nahe, daß sie einmal durch Feuer zerstört und wieder aufgebaut ist. Eine Anzahl von Wägen (Kanzeln und Weislingen), Eisengeräthen, Scherben von Terra sigillata, Bronzefund u. s. sind dort aufgedeckt; ein angelegener Stempel weist darauf hin, daß hier die 14. Legion ihren Standort hatte.

über den großen schönen Raubvogel werden Sie sich wundern und freuen, den ich ans Scheunthor anqaufen mußte.“

„Einen Raubvogel an das Scheunthor?“ fragte diese ziemlich gleichgültig.

„Ja, ans Scheunthor! — Es schießt prächtig aus, das große Thier! Die Flügel breit ausgepannt und mit Querholzern festgeheftet. Der Herr Oberförster selbst schoß ihn herunter, gerade als er auf unsere Pfläner stiegen wollte, mit dem Gewehre, welches Herr Friedrich fand und herbrachte.“

„Friedrich?“ wiederholte Bertha, „Du irrst Dich, Johann, der dortige junge Beamte heißt Hiesler.“

„Hiesler?“ der ist fort!“ rief Johann triumphirend, „fort über alle Berge, mit Weib und Kind, mit Sack und Pack. Der hat uns genug geärgert mit seiner Reheschießerei! Unser Herr hat es noch so gedreht und so gemenet, daß er in Ehren versetzt wurde — denn, mit Respekt zu sagen, der Herr Oberförstermeister wollte ihm in die Haare, wie ich so reden hörte. Denn wenn man die Herren im Reviere herumfährt, hört man mehr als sie glauben. — Eigentlich wollten die Herren Jagd machen, sich ein kleines Vergnügen gönnen — aber es mußte unterbleiben, denn sie waren verstimmt, mit Respekt zu sagen, wegen des Todes des jungen Gräbans.“

„Was?“ rief Bertha erschreckt heraus.

„Nun ja, wegen des jungen Gräbans Tode, weil der sich, mit Respekt zu sagen, erschossen hat. Damit war der ganze Spaß verdoeben!“

„Johann! Mensch! was sagst Du? und so gleichgültig!“

„Du hören Se mal, Fräuleinchen, um den war doch kein Schade nicht! Unsere Herrschaft ärgerte sich allemal, wenn er angeschweizelt kam! Er wollte eine neue Jähnte haben, aber zum Todtschießen war seine alte noch lange gut genug!“

Bertha verstimmt. Ein gewaltiger Schreck durchzuckte ihren Körper. Der Pastor aber fragte weniger ergiffen als neugierig nach den Gründen, die Gräban zu der entsetzlichen That bestimmt haben könnten.

„Nichtig weiß es eigentlich niemand,“ antwortete Johann. „Manche sagen, er habe sich aus Liebe zu unserem Fräulein hier todgeschossen!“

Bertha stieß einen leichten Schrei aus und barg ihr Gesicht in das Taschentuch, ohne daß Johann oder der neugierige Reichard es bemerkten.

„Manche wieder sagen, er habe sich vor dem Examen geflüchtet, weil er nicht ordentlich rechnen und schreiben konnte. Lieber Gott, das ist nicht wahr! Davum hätte er sich nicht erschossen — man mußte aber —“ fuhr er mit gebämpfter Stimme fort — „man sagt — mit Respekt zu sagen — na — die Kasse ist gleich verriegelt worden — und so ist, mit Respekt zu sagen, die ganze Sache todt gemacht.“

„Na, meinen Sie nur nicht, Fräuleinchen,“ sprach er tröstend, „es ist besser, er ist todt. Viele Leute fragten mich schon, ob es wahr wäre, daß Sie ihm einen Korb gegeben hätten? Der alte Amtsrath bauert mich nur, denn man sagt, den habe vor Schreck der Schlag gerührt! Der Doktor Dittman soll es auch gesagt haben, und er sagt dasselbe, was ich gleich sagte. Der alte Mann wird es nicht lange mehr machen!“

Ueber Berthas Wangen rannen während dieses Geschwäzes reizliche Thränen. Sie hatte den jugendlichen Selbstmörder zwar nicht geliebt, aber ganz gleichgültig war er ihr auch nicht gewesen.

„Weinen Sie nicht, theures Fräulein!“ sprach beruhigend

der Pastor, indem er sanft seine Hand auf die ihrige legte — „es giebt Männer in der Welt, die sich glücklich fühlen werden, den leer gewordenen Platz in Ihrem Herzen auszufüllen.“

Das Mädchen zog ihre Hand unter der seinen hervor und beachtete seine Worte gar nicht, sondern blickte seufzend Auges gebankenvoll in die feimathliche Gegend.

„Haben Sie meinen Brief noch nicht erhalten?“ kispelte er ihr ins Ohr.

„Welchen Brief?“ fragte Bertha unwillig, „ich weiß von keinem Briefe.“

Al! dachte der Bärtliche, sie will es in Segenwart Naumanns nur nicht eingesehen! — Thut sie doch, als wisse sie nichts von dem Briefe. Sie wird das süße Geheimniß bewahren wollen! So ist es sicherlich! Doch — jetzt besann er sich, daß Bertha lange Zeit nicht zu Hause war — sollte sie vielleicht den Brief nicht erhalten haben? Möglich war diese Annahme — ja fast zur Gewißheit wurde sie, denn das Mädchen war ja gar zu niedergeschlagen.

Ein kleiner Regenstürmer kam gerade recht passend für sie, um den Regenstürm anzulassen und zwischen sich und den schmachenden Böden zu schieben, wozu ihr Naumann von der andern Seite, schätzte ihm zwar aber doch bemerkbar, Beifall zukommen mochte.

Der Kutscher mischte sich nicht mehr in das Gespräch. Er ließ die Zügel ermuntern auf die Hüden der Pferde fallen und schaltete einige male mit der Zunge. Dies reichte hin, die Thiere zu einem flotten Trab zu veranlassen. Lustig liefen sie dem feimathlichen Stalle zu, in welchem, wie ihnen bekannt, ein reichliches Haferrutter ihrer wartete.

Der Regen fiel immer dichter; Bertha zog den Schirm näher an den Kopf, der Pastor schufte, Naumann lächelte stöhnlich und bald lenkte der Wagen in das offene Thor der Oberförsterei ein, wo Bertha vom Vater, Schwestern und Hundem mit häuslicher Freude empfangen wurde und bald darauf in den Armen der Mutter lag.

Die Freude des Wiedersehens verdrängte für jetzt die durch Gräbans Tod getriebene Stimmung. Es gab unendlich viel zu fragen, zu berichten und auszusprechen. Und welche schöne Sachen waren es, welche die gute Großmama mitgebracht! Alles Dünge, durch welche die liebe Alte geglaubt hatte, Freude zu bereiten: für Töchter und Schwiegerkinder, für jede der Enkelinnen; für die letzteren auch ein Winterhut, auf welchem ein buntes ausgestopftes Vögelchen den Haupt schmuck bildete.

„Diese armen, kleinen Thierchen!“ sprach Anna, indem sie unterfuhr, ob das ein wirkliches Vögelchen sei. „Sieh nur Bertha, es sieht mich recht traurig an mit seinen glänzenden Augen, als wolle es fortfliegen.“

„Mit seinen glänzenden Augen? Es sind ja Glasperlen!“ belehrte die ältere Schwester.

Aber Anna konnte sich nicht überwinden, das geopferte Vögelchen als Schmuck auf ihrem Kopfe zu tragen. Sie nahm eine Scheere, schmit die Heftsäden durch, bedeckte die entstandene Wunde mit einer Bandwickel und setzte das Thierchen in die Zueige ihres Wollensbäumchens. Es sei ja die letzte Liebe, die man den Verstorbene erweisen könne, wenn man ihnen ein Grab da bereite, wo sie im Leben am liebsten weilten — und des Bogels liebster Aufenthalt sei unbedingt ein grüner Wäldchen sein. Dort habe er frühlich gelungen und genistet, dorthin gehöre er — nicht aber auf die Köpfe finstiger Mädchen und Frauen, berufen, die verständig und liebevollsten Freunde der kleinen gesiederten Geschöpfe zu sein.

Land- und Hauswirthschaft.

Die Viehzucht im Königreich Belgien.

IV.

Nachdem wir in der vorigen Nr. unserer Blätter die beiden wichtigsten Rindviehschläge Belgiens etwas näher betrachtet haben, würde es jetzt unsere Aufgabe sein, die dritte Klasse jenes Landes, nämlich das Ardenner Vieh, in Kürze zu beschreiben.

Die Franzosen bezeichnen die Race ardennoise als eine echt französische und behaupten von derselben, daß sie manche Vorzüge vor den anderen Rassen im westlichen Theile ihres

Vaterlandes besitze; vor allem andern rühmt man die große Milchergiebigkeit der ardenner Rasse und behauptet sogar, daß diese hier größer sei, als bei den meisten andern Rassen des Landes.

Von Frankreich aus hat sich jene Rasse über den Süden Belgiens und einen Theil von Luxemburg verbreitet. In der Umgebung von Lüttich und Namur, in den hauptsächlichsten Industrie- und Bergbaustrichen des Landes trifft man vorwiegend die kleinen ardenner Rinder, und diese gerade scheinen die Lieblinge der dortigen ländlichen Bevölkerung zu sein.

In früherer Zeit sollen jene Thiere zur Gruppe des mittel-europäischen Hohenlandviehes gehört und einige Ähnlichkeit

